

Aufstand am Denerera-See

Von Heinrich Martin

Getrennt durch den Atlantischen Ozean, getrennt durch Berge und Flüsse, sind Abessinien und der Denerera-See. Hier wie dort leben farbige Völker. Ein großer europäischer Staat, der das Heften in seinem Wappen führt, bedroht die nationale Selbständigkeit Äthiopiens. Italienische Flieger werfen Gift- und Gasbomben ab auf wehrlose Bewohner, Männer, Frauen, Kinder. Chlorkalk ätzt und zerfrisst schwarze Haut. Die Farbigen der ganzen Erde sind von Unruhe erfasst. Vor Konsulaten und Gesandtschaften, in allen Staaten, melden sich Freiwillige. Teils, um der eigenen Not zu entgehen, teils aus Lust am Abenteuer, teils aus echter Empörung.

Die Unruhe, die sich ausbreitet über der Erde, ist auch in Britisch-Guayana zu spüren. Kolonialland in Äquator-Nähe. Gluthölle. Das Klima subtropisch. Bis zu fünfzig, sechzig Grad im Schatten. Tagsüber brennende Sonnensonne, nachts eiskühle Sterne. Sümpfe, Urwälder, unerforscht, unergründbar. Geheimnisvoll dahindämmende Dschungel, erfüllt vom Gift der Pflanzen und der Kreatur. Mitten in diesem Urwäldchen liegt der Denerera-See. Heiß, still, die Tiefe nicht zu ermessen. Rings um den sich weit dehnen den See Zucker-, Kaffee- und Vanille-Plantagen. Die Weißen, die Arbeiter Farbige, Neger und Inder schaffen hier am Reichthum der Welt. Die Neger sind Eingeborene, die Inder hat man hergebracht. Trotzdem sie unter den gleichen unmenschlichen Arbeitsbedingungen leben müssen, hassen sie einander. Der Haß wird künstlich geschürt von den weißen Herren, die getrennt sind dem alten Cäsaren-Spruch: *divide et impera*. (Teile und herrsche.) Rassen-, Kasten- und Religionskämpfe verhindern es, daß sich die farbigen Lohnflaven einigen. Zerlumpte Gestalten, schlimmer daran als ihre Vorfahren, die wirklichen Sklaven, Leibeigene waren. Kein Interesse der Weißen besteht heute noch, diese Armenfellen gut zu nähren. Welken sie dahin, vorzeitig, Opfer der Ausbeutung, so treten genaug andere für sie nach Sonnenaufgang in die Kolonnen, still, unterwürdig, die Rippen zusammengepreßt, leidgewohnt. Männer und Frauen arbeiten fast nackt. Mitunter schleicht sich ein farbiges Weib ins Gebüsch. Schreie tönen. Laute der Qual. Dann ist es wieder ruhig. Später sieht man die Frau von neuem beim Schneiden des Zuckerrohres, von Blut und Blässe bedeckt. Sie hat geboren. Doch sie hat keine Zeit zu ruhen. Sie muß weiter arbeiten. Das ist das Leben der farbigen Proletariat.

Siebzehn Kilometer süßlich vom Denerera-See liegen die Zuckerplantagen des Mr. William Scott. Mr. Scott hat den größten Besitz von Britisch-Guayana. Zehntausend Neger und Inder arbeiten auf seinen Plantagen. Die Aufseher der farbigen Arbeiter sind Weiße; auch ohne Peitsche ist ihr Kommando noch brutal genug. Der Oberaufseher: Big Jones.

Big Jones? Sein Alter unbestimmbar, die Haut wie gegerbtes Leder, Falte an Falte. Augen, deren Blick sich nicht hebt und wenn, nur in finsternem Drohen. Alle Laster, alle Krankheiten haben diesen hageren Körper zertrüftet. Der Tropenoller und die Syphilis, der Alkohol und die Malaria. Den Alkohol und die Syphilis — daß Big Jones soviel trank, daß die Seuche ihn überfiel — daran tragen die Hafendörner von Georgetown schuld. Das andere machte das Klima. Heute ist Big Jones nicht mehr weit vom Delirium und der Paralyse. Trotzdem ist er ein mächtiger Mann, ein gefürchteter Mann.

Sie erzählen sich: Big Jones habe das englische Mutterland verlassen müssen wegen einer bösen Mausei. Sein Gegner bezahlte den Handel mit zerborstener Hirnschale. Vor vielen Jahren sei das geschehen. Doch Genaueres weiß man nicht. Nur sieht man, wie Big Jones über die Plantagen reitet, die farbigen Lohnflaven antreibend mit schamlos-bösen Worten, dann glaubt man, es müsse etwas daran gewesen sein.

Zahrelang schon leiden Inder und Neger unter der Herrschaft Big Jones. Eritragen zähneknirschend, in ohnmächtiger Wut, seinen Terror. Alle Vorstellungen bei Mr. Scott, sie von dem Grausamen zu befreien, bleiben erfolglos. Im Geanteil: immer schwerer wird ihr Los. Denn William Scott, Herr über zehntausend Farbige, verurteilt, die Auswirkungen der Weltkrise, welche den Zucker-Export lahmlegt, auf seine Plantagen-Sklaven abzuwälzen. Und die Uneinigen, gegeneinander Fanatisierten, mit doppeltem Fluch beladen — Farbige zu sein und Kolonialvölk — helfen ihm dabei, unbewußt. Keine Abwehrfront kommt zustande.

Doch plötzlich ist das anders. Die Unruhe die über die ganze Erde geht, ergreift auch Britisch-Guayana. Von Georgetown, der Hafenstadt, nimmt sie ihren Anfang, überfällt das ganze Land mit seinen Seen, Flüssen und Urwäldern. Dringt bis in die Einsamkeit des Denerera-Sees, in der Neger und Inder elende Hütten, die Sklaven des Mr. William Scott sind zehntausend an der Zahl.

Die Sonne geht auf über den Zuckerrohfeldern, ein glühend-roter Ball. Der tropische Tag sieht nicht wie sonst zerlumpte Gestalten, zu Kolonnen gereiht, über die Plantagen schreiten, Lippen zusammengepreßt, Blicke gesenkt. Stille herrscht. Ungewohnte Stille.

Weniger überrascht diese Stille Big Jones und seine Aufseher. Sie haben die Unruhe kommen sehen, die Hafendörner in Georgetown flüsterter schon lange davon, sie hoch heran, aus Büscheln und Tuscheln, aus zusammengefügten Köpfen, die sich mit einemmal trotzig hoben, aus nicht mehr gesenkten Blicken Strahlen des Hasses und der Empörung schleudernd. Big Jones hatte William Scott gewarnt. Aber

der achtete nicht auf diese Warnung, lachte ihrer mit überlegenem Hohn. Verwies auf die Militärstation. Röchelte auf jene jahrzehntelange Untertwürfigkeit. Nun hatte man die Geschichte.

Big Jones fluchte. Er muß die Sache in Ordnung bringen. Eine doppelte Portion Whisky zum Frühstück. Das stärkt und stärkt. Verfluchte Hunde! Schwarzes und braunes Lumpenpack! Könnte man doch noch die Peitsche nehmen wie früher. Big Jones reitet los. Auf ungesatteltem Pferd. Geht zu Indern und Negern in ihren schmutzigen Zelten. Droht, schimpft, flucht. Führt zuletzt die schwersten Geschütze auf: kündigt militärische Eingriffe an und — Lohnkürzungen. Zu den Indern sagt er: „Eure Feinde, die Neger, wollen euch nur los sein. Vängst sind sie bei der Arbeit.“ Und umgekehrt — dasselbe bei den Negern. Geht, stichelt solange, bis beide zermürbt nachgeben: Inder und Neger. In getrennten Kolonnen läßt man sie antreten.

Doch es geschieht das Nochniedergewesene: Versiebt von den dichten Halmen des Zuckerrohres, das bei der Arbeit über ihren Köpfen zusammenschlägt, treffen sich Abgesandte aus allen Kolonnen: Inder und Neger! Man beschließt, eine Versammlung abzuhalten, Posten aufzustellen, sie sollen wachen und melden, wenn Gefahr droht. Es wird nicht viel gesprochen bei dieser Versammlung, schnell verständigen sich die Abgesandten. Neger und Inder — sie sind beschämt, daß sie den Drohungen Big Jones nachgegeben haben. Belle Empörung lodert auf, als man erfährt, daß Jones sie gegeneinander ausgespielt hat. Die farbigen Proleten einigen sich: die Arbeit wird vorläufig nicht wieder aufgenommen, aus Solidarität für ihre bedrohten Brüder jenseits des großen Meeres! Anerkört, was jetzt vor sich geht. Sie geben sich die Hände. Inder und Neger!

Revolvergeschüsse. Schreie der aufgestellten Wachen. Zu spät die Warnungsrufe. Schon reitet Big Jones heran, den geladenen Revolver in der Hand, hinter ihm die Aufseher, ebenfalls bewaffnet. Vorläufig sind es noch Schredschüsse, die in den blutroten Tag knallen . . . Kommandos werden gegeben, die Arbeiter aufgefordert, an ihren Platz zu gehen.

Sie weigern sich. Ihre Lippen sind noch immer zusammengepreßt, doch der Blick, sonst gesenkt, um schamvoll die Qual des entwürdigten Menschen zu verbergen, hebt sich zu offener Empörung. Stumm, in wortloser Verabredung, rücken sie zusammen von den Feldern. Zehntausend stehen zueinander.

Big Jones erkennt klar die Situation. Den Entschluß der Farbigen zum Aufstand. Gibt mit unnachgiebiger Stimme den Befehl: „Feuer!“ Jetzt sind es keine Schredschüsse mehr in den blutroten Tag. Jetzt richten sich die Mündungen der Pistolen auf braune und schwarze Lei-

ber. Schmerzensrufe, jähes Fallen, mattes Sinken. Brüder sterben . . .

Aber die da schieken, es sind nur ein paar. Und die aufgestanden sind, gegen den Mord, den Terror und die wahre Barbarei, sie zählen noch fast zehntausend. Jeder brüllt es, die Augen blutunterlaufen, der Leib zittert, jeder in seiner Sprache: „Nieder mit den weißen Sklavenhältern, nieder mit Italien!“ Doch Big Jones und seiner Gefährten Antwort sind nur Schüsse.

Die Zehntausend gehen zum Angriff über. Sie haben keine Waffen, aber sie sind in der Mehrzahl. Big Jones und seine Aufseher werden bewältigt, zu Boden geworfen, ihrer Revolver beraubt. Es macht sich die Wut der Unterdrückten Luft. Es rächt sich die jahrelang gequälte Kreatur. Zehntausend zwingen Big Jones und seine Leute, sich ihrer Kleider zu entledigen. Sie müssen die Lumpen der Erniedrigten und Beleidigten anziehen, sie müssen die Messer zur Hand nehmen — nichts können sie gegen vorgehaltene Waffen und Zehntau-

send — müssen Zuderrohr schneiden, den ganzen blutroten Tag über. Bis zum späten Abend.

Höhnische Fragen der ihren Triumph Auskostenden: „Wie gefällt es euch, so zu arbeiten? Unter solchen Bedingungen wie wir . . . Wie man sie uns zumuter, den Farbigen?“ Deft sind es die anderen, die die Lippen zusammendrücken, schweigen und nur bisweilen stöhnen.

Spät am Abend rückt die Polizeitruppe von Georgetown an. William Scott hat sie alarmiert. Kein Neger ist mehr zu sehen, kein Zuder. Doch auf den von ihnen geschnittenen Zuderrohr-Palmen liegen Big Jones und seine Aufseher. Zu Tode ermattet. Behrds ausgeliefert den giftigen und schmerzenden Stichen der Moskitos.

Die Polizeitruppe wird auf William Scotts Plantagen verteilt. Sie verläßt den weißen Besitzer nicht mehr. Bleibt zu seinem Schutz und zur Unterdrückung der farbigen Arbeiter.

So endete der Aufstand am Tenerera-See.

bediente ihn. Der hieß Majmhl und sah wie ein Orang-Utan aus. Die Russen zwangen dieses Tier, seinen Gefangenen freizugeben. Majmhl biß und tobte, bis man ihn tötete.

Aber der Befreite war nicht mehr sicher in seiner Heimat. Er floh nach China hinüber, in die Stadt seiner Sehnsucht, nach Urga. Dort lebte er als Mönch. Aber der Glaube half ihm nicht, die Gier nach Nache zu erstickten.

In Urga hörte er, daß sein Vater, einer der letzten Fürsten Kirgisien, das grüne Banner des heiligen Kriegs entrollen ließ, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Das entschied alles weitere für den Sohn. Er floh aus dem Kloster, in dem er Zuflucht gesucht hatte, zurück in die Steppe, aus der er entflohen war. Er schloß sich den Russen an, ungläubig wie sie, wurde Führer im Kampf gegen den „Herrn der Wüste“. Das war aber sein Vater, den er umzingelt und zur Schlacht gestellt hatte.

Und morgen früh kann er sterben von seiner Hand. Der Vater von der Hand des Sohnes, der Sohn von der Hand des Vaters. Es sind schlimme Zeiten.

„Ich habe Ihnen zuviel gesagt, gestern abend. Es ist keiner gestorben von uns beiden.“

Michanow stand über die Quelle gebeugt. Es war Mittag, die Schlacht entschieden, die Feinde hatten sich ergeben. Michanow schöpfte das durchgeschossene Gefäß voll und trank. Und plötzlich sprang das Wasser durch die Oeffnungen, plötzlich öffnete sich seine Hand und ließ das Gefäß fallen. Ich blickte um mich. Man brachte die Gefangenen, zum Hausen gedrängt durch unsere Reiter. Inmitten der Menge ein Mann, hochgewachsen, braungebrannt, aus dem Lammels seines Tragens stieg der Kopf wie der eines Geiers hervor. — Michanow beugte sein Haupt, erblähte. Der Blick seines Vaters traf ihn schmerzlicher als die Kugel. Die Gefangenen zogen vorbei.

Der Sohn des Chan

Von Sergej Markow.

Die Kugel durchschlug das Gefäß. Der Mann, der es an seinen Lippen hielt, zuckte nicht. Er preßte seine Fingerringe an die beiden Löcher und trank etwas schneller. Er konnte es nicht ganz verhindern, daß das Wasser auslief.

Ich erkannte den Mann. Es war Michanow, der Führer eines Kirgisien-Regimentes. Er trug einen Burnus, durch den viele Kugeln geschlagen hatten. Der Mantel gab eine Schulter frei. Er trug nichts unter ihm. Seine Haut war dunkelbraun.

„Ich fürchte den Tod nicht“, lachte Michanow, als ich ihn fragte, warum er das Gefäß nicht weggenommen hätte. — „Ich bin ein Buddhist“, sagte er, als ob das sein Verhalten erklärte.

„Aber Sie sind Sohn eines Chan?“ Ich hatte von ihm gehört. Die Reiter der Armee fangen einige Lieder von ihm.

„Gewiß, Vater und Großvater sind Mohammedaner. Aber ich bin Buddhist. Das ist auch der Grund.“

Aber er sagte nicht, wovon das der Grund sei.

Ich setzte mich neben ihn. Die Steppe dampfte. In der Ferne brannten die Feuertürme der Feinde. Rauch kam von drüben her. Rauch kam von unseren Feuern, auf denen die Vasküren Hammel auf Spießen brieten.

Michanow, in seinen Mantel gehüllt, den Kopf aus dem Lammfell des Tragens herausragend, sah wie ein Geier aus.

„Ich weiß, Sie wollen eine Geschichte daraus machen. Aber ich will Ihnen erzählen. Dort drüben die Feinde, das ist mein Stamm. Drüben ist der Vater und der Großvater, wenn der noch nicht gestorben ist. Aber morgen bin ich vielleicht schon gestorben. Darum will ich Ihnen erzählen.“

Das Feuer, gegen den tiefblauen Himmel gesehen, hatte grüne Mänder. Die Reiter fluchten und schnitten sich mit ihren Säbeln Stücke vom Hammel ab. Ein Betrunkener schrie wie ein Nachtvogel. Ein Verwundeter schrie wie ein Mensch. Ueber seinen Schrei lachte man.

Michanow erzählte.

Ueber seiner Geburt stand der violette Mond hoch am schwarzen Nachthimmel der kir-

gisischen Steppe. Er war der Sohn eines Chan. Der war ein selbsterleider Fürst, unumschränkt gebot er den Nomaden der Steppe. Die Steppe war die Heimat seiner Kindheit. Aber als er zehn Jahre alt wurde, brachte ihn der stolze Fürst nach Petersburg. Dort wurde er Kadett.

Dort wurde er grenzenlos einsam. Bis er dem Lama von Tibet begegnete. Seit diesem Tage hatte er nur den einzigen Wunsch, nach Urga zu kommen. Aber er mußte in Petersburg bleiben. Er wurde Buddhist.

Er konnte es nicht erklären, warum ihn diese Lehre so tief betriedigte. Aber wenn er auf dem kalten Boden der Kapelle saß, die sich die Buddhisten in Petersburg erbaut hatten, die Glöckchen der Gebeimühlen durch den Raum klangen, in dem Weihrauch in Schwaden stand, die bunten Pfauenfedern über dem Altar leuchteten, die leisen Worte des Lama an sein Ohr drangen — dann war er unerschlossen glücklich. In der Schule hieß er nicht anders als der „gelbe Buddha“, und dieser Name blieb ihm auch nach seiner Entlassung.

Als er dann wieder in die Steppe kam, ritt ihm sein Vater entgegen, stieg vom Pferde, als er ihn sah — schwer zu sagen, wer mehr zitterte: das Pferd vom anstrengenden Ritt, oder der Vater vor Wut — trat auf ihn zu und schlug ihm ins Gesicht. Er sprach kein Wort zu ihm, als sie Stunden durch die Steppe ritten, dem Lager zu.

Dort aber, als im Zelt die Aeltesten des Stammes versammelt waren, über den Abtrünnigen Bericht zu halten, sprach dieser kein Wort. Er fühlte sich als Rahmenjunger Michanow den Menschen seines Stammes hoch überlegen und fühlte, daß jedes Wort ohnedies unnütz und seiner Würde unangemessen wäre.

In dieser Nacht ritt er davon, schweigend durch die schweigende Steppe. Seine Hände waren gefesselt und um den Hals hatte er einen Strick. So führt man Abtrünnige in die Verbannung.

Fünf Jahre später fanden Russen den Verhollenen. Sie fanden ihn in einer einsamen Hütte am Ufer des Flusses Kulan-Utpeß-Nura. Er war an die Wand geschmiedet, in seinen Augen war Wahnsinn. Ein taubstummer Mann

Sie kennen keine Eisenbahn

Auf der schottischen Hebrideninsel Barra, die von dem höchstgelegenen Leuchtturm Großbritanniens überstrahlt wird, leben Fischer und Anstiedler, die noch nie in ihrem Leben einen Eisenbahnzug oder ein Auto gesehen haben. Man kann sich vorstellen, wie groß das Erstaunen einiger dieser Leute gewesen ist, als sie kürzlich zum ersten Male nach Glasgow kamen und hier mitten in das Großstadtleben gerieten. Neil Campbell, der als Postbeamter von Barra dort als der erfahrenste Mann der ganzen Insel galt und der von seinen Genossen mit der Führung ihrer kleinen Reise in die Zivilisation betraut worden war, befand sich bald in größter Verlegenheit. Er wußte nicht mehr ein und aus, und so gerieten auch seine Landsleute in die größte Unsicherheit, in der ihnen hilfreiche Passanten beistanden. Man schlug den Fremden vor, mit dem nächsten Omnibus zu dem von ihnen gewählten Gasthaus zu fahren, aber die Inselleute waren nicht zu bewegen, eines dieser merkwürdigen Gefährte zu besteigen. Zu Fuß gingen sie den zweiten Weg, durch die Kärnisse des Verkehrs immer wieder aufgehalten. Nach einigen Tagen aber fanden sie sich schon leichter zurecht, und als man sie schließlich befragte, wie ihnen die Stadt gefalle, gaben sie zwar zu, einen starken Eindruck vom Leben und Treiben einer Großstadt empfangen zu haben, aber doch keines-

wegs überwältigt zu sein. Sie werden bald wieder auf ihre stille Insel zurückkehren und dort sicherlich nach ihren Erlebnissen gefragt werden; aber ob ihr Urteil über das Leben in den großen Städten so günstig ausfallen wird,

das ist noch sehr unbestimmt. Vielleicht kommen sie sogar zu der Erkenntnis, daß das Leben auf Barra unter dem Schutz des Leuchtturmes besser und sinnvoller ist als das Hasten und Jagen unter den Lichtern der Großstadt.

Der ewige Kreislauf

Frei nach Edgar Wallace von Pierre de Briffacque.

Hiram Blake, der große Detektiv, stülpte seinen Hut auf und drückte dem Chefdetektiv von Scotland Yard die Hand. „Ich werde nicht eher zurückkommen, bis ich das Kollier gefunden habe“, rief er hervor. „Meine letzten Informationen lassen mich vermuten, daß man es von Liverpool nach Yokohama gebracht hat. Ich werde zuerst dort mal nachsehen. Morgen geht mein Dampfer. Good bye!“

„Good bye!“ sagte der Chef von Scotland Yard, und der große Detektiv war verschwunden.

Am Trafalgar Square stieg Hiram Blake in die Untergrundbahn. „Eins Zweiter, Yokohama“, sagte er.

„In Euston-Station umsteigen“, brummte der Schaffner.

Eine Woche verging, vierzehn Tage, vier Wochen. Fünf Wochen vergingen und immer noch war von dem großen Detektiv keine Nachricht eingetroffen. Da wurde der Chef von Scotland Yard sehr geschäftig. Er versammelte seinen Stab um sich. „Blake muß gefunden werden“, führte er aus, „was kann man tun?“

„Sidney Reed nachschicken“, war die einstimmige Antwort, und so rief man Sidney Reed. „Die Situation ist folgende“, erklärte ihm der Chef. „Hiram Blake ist auf der Spur des Brillantenkolliers des Herzogs von Wandalen. Das ist er seit fünf Wochen. Er reiste nach Yokohama. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Finden Sie ihn!“

„All right“, sagte Sidney Reed. Dann stülpte er seinen Hut auf und drückte dem Chef von Scotland Yard die Hand. „Ich werde nicht zurückkommen, bevor ich ihn gefunden habe“, rief er hervor. „Nach dem, was Sie sagen, bin ich der Meinung, daß Blake sich nach Yokohama begeben hat. Ich werde zuerst mal dort nachsehen. Good bye!“

„Good bye!“ sagte der Chef von Scotland Yard, und der große Detektiv war verschwunden.

Am Trafalgar Square stieg er in die Untergrundbahn. „Nach Yokohama!“ sagte er.

„In Euston-Station umsteigen“, brummte der Schaffner.

Eine Woche verging. Ein Monat. Zwei Monate. Kein Wort von beiden. Der Chef von Scotland Yard wurde allmählich unruhig. Eines Tages kam er dahinter, daß jetzt unbedingt etwas getan werden müsse, und so rief er seinen Stab zusammen.

„Sidney Reed ist vollkommen verschwunden“, informierte er seine Getreuen. „Was kann man tun?“

„Donald Green nachschicken“, war die einstimmige Antwort, und so rief man Donald Green.

„Die Situation ist folgende“, erklärte ihm der Chef von Scotland Yard. „Vor zwei Monaten schickte ich Sidney Reed in bestimmter Mission nach Yokohama. Seitdem ist er spurlos verschwunden. Finden Sie ihn!“

„All right!“ sagte Donald Green. Dann stülpte er seinen Hut auf den Kopf und drückte dem Chef von Scotland Yard die Hand.

„Ich werde nicht eher zurückkommen, bis ich ihn gefunden habe“, rief er hervor. „Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß sich Reed nach

Yokohama begeben hat. Ich werde zuerst mal dort nachsehen. Good bye!“

„Good bye!“ sagte der Chef von Scotland Yard, und der große Detektiv war verschwunden.

Am Trafalgar Square stieg er in die Untergrundbahn.

„In Euston-Station umsteigen!“ brummte der Schaffner.

„Wohin denn?“ fragte Donald Green erstaunt.

„Nach Yokohama“, lachte der Schaffner.

„Om“, sagte Donald Green. „Wenn Sie so weitermachen, werden Sie eines Tages ein großer Detektiv sein. Good bye!“

Ein Monat verging. Zwei Monate. Der Chef von Scotland Yard war in Verzweiflung. Er wollte gerade seinen Stab zusammensetzen, um seine Getreuen über den Fall Donald Green zu informieren, als die Türe aufging und Hiram Blake hereinkam. „Ich habe das Kollier!“ sagte er.

„Da war kein Zweifel daran“, arguzte der Chef. „Aber wir haben viel Wertvolleres verloren als ein launiges Kollier, nämlich Donald Green!“

„Erzählen Sie“, sagte Hiram Blake. Dabei zündete er sich eine frische Zigarette an. „Ich habe den Kontakt mit den laufenden Affären etwas verloren. Ich komme gerade aus Zanzibar. Was ist mit Donald Green?“

Der Chef erzählte es ihm. „Dann“, sagte Hiram Blake, „werde ich nicht wiederkommen, bevor ich ihn gefunden habe. Ich bin der Meinung, daß Donald Green zuerst nach Yokohama gegangen ist. Ich werde dort mal nachsehen. Good bye!“ Er ging hinaus.

Monate vergingen. Eines Tages ging die Tür auf, und Sidney Reed kam herein.

„Ich komme gerade aus Guatemala“, erklärte er. „Bin sehr betrübt, aber habe nichts von Blake gefunden!“

Der Chef von Scotland Yard erzählte ihm die Kleinigkeit. Sidney Reed stülpte sich seinen Hut auf.

„Ueberlassen Sie die Angelegenheit mir“, meinte er dann. „Ich werde nicht zurückkehren, bis ich die beiden gefunden habe. Yokohama, meinen Sie? Gut, ich werde mal zuerst dort nachsehen. Good bye!“

Er ging hinaus. — Ein Jahr später ging wieder die Tür beim Chef auf und Donald Green kam herein. Er kam direkt aus Kamtschatka.

„Keinen Erfolg gehabt!“, keuchte er.

Der Chef erzählte ihm die Geschichte von Hiram Blake. „Sidney Reed war vor einem Jahr auch hier. Er ging dann nach Yokohama. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört“, fügte er hinzu.

„Verlieren Sie nicht den Kopf“, sagte Donald Green. „Yokohama“, sagen Sie? Ich will mal zuerst dort nachsehen. Good bye!“

Zwei Monate später kam Hiram Blake. Aus Grönland. „Bell“, sagte er.

„Vor zwei Monaten kam er hier durch“, sagte der Chef. „Ging dann nach Yokohama.“

Sie war Krankenschwester



— „Yokohama? Ich will mal zuerst dort nachsehen. Good bye!“

Das alles geschah vor vielen Jahren. Als Hiram Blake auf der Spur von Donald Green, der wieder auf der Spur von Sidney Reed war, welcher wieder auf der Spur von Blake war, nach Scotland Yard kam, war er 77 Jahre alt, weißhaarig, aber noch rüstig. Vor acht Tagen traf ich ihn in Amsterdam; er hatte es sehr eilig, und rief mir zu: „Ich werde nicht zurückkommen, bis ich ihn gefunden habe!“ Dann verschwand er in der Keizersgracht.

Seiteres

Neue Geflügelorte. „Ich möchte eine Gans haben, aber nicht wieder so 'ne Modegans wie Ichthim!“ — „Eine Modegans?“ — „Ja, ich meine, daß ich nicht wieder eine Gans haben will, die sich bis zu ihrem Tode an die salante Linie hält!“

Das Modell. „Sie haben also einem berühmten Maler Modell gestanden? Was stellte denn das Bild vor?“ — „Kleopatra und die Schlange.“ — „Und wer war das Modell für die Kleopatra?“

Morgenkaffee. „Sie müssen jeden Morgen auf nüchternem Magen ein Glas warmes Wasser trinken“, rät der Arzt dem Patienten. — „Das tue ich ohnedies“, lautet die Antwort, „nur nennt es meine Wirtin Kaffee.“

Wandlung. „Wie konnte Ihre Tochter nur einen so unselbständigen und ängstlichen Mann heiraten?“ — „Als sie ihn heiratete, war er noch nicht so.“

Wirklich unbegreiflich. „Ich beziehe nicht, wie unsere Vorfahren ohne Telefon, Elektrizität und Radio leben konnten!“ — „Das konnten sie ja auch nicht, sie sind ja sämtlich gestorben!“

Bech. Der Vertreter einer Büromaschinenfabrik tritt ins Zimmer, als der Chef just seine Sekretärin umarmt. — „Bech!“ murmelt der Vertreter. „Gerade dem wollte ich eine Diktiermaschine anbieten, die die Sekretärin überflüssig macht.“

Jagd auf B. L. Lings

Gangster in Afrika

(M.F.) Kapstadt, Ende Oktober.

Es gab keinen weichen Mann in ganz Ostafrika, der behaupten konnte, L. P. Lings schon einmal so richtig von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Und trotzdem kannte jeder seinen Namen. Jeder hatte von seinen Mädelereien, seinen unglaublichen Taten gehört. Lings stand außerhalb der Gesellschaft. Er verachtete sie und fügte ihr Schaden zu, wo er nur konnte. Und sie rächte sich, indem sie ihn für vogelfrei erklärte. Tausend Pfund waren auf seinen Kopf gesetzt.

Die Schwarzen berieten ihn an, Er war der unbefruchtete Herrscher vieler Stämme. Sie berieten ihn nicht. Sie verpflegten und versetzten ihn, wenn das notwendig war. Und er lieferte ihnen dafür Alkohol, Tabak, Waffen und Munition.

Wir wußten nicht einmal, ob Lings Engländer, Deutscher, Portugiese, Franzose oder Amerikaner war. Ganz im Geheimen sollte man ihm bisweilen Anerkennung. So entführte er in einer Sturmnacht vom Flugfeld in Salisbury mitten aus den Baracken und Hangars heraus einen Doppeldecker, überflog mit ihm die portugiesische Grenze — und ward nicht mehr gesehen, obwohl in den nächsten Tagen halb Nord- und Süd-Rhodesia und halb Portugiesisch-Ostafrika mit Flugzeugen und Autos nach ihm abgesehen wurde. Von Beira aus bedankte sich Lings eine Woche später schriftlich bei den Leuten in Salisbury für das flotte Flugzeug, und die ganze Ostküste schmunzelte oder war entsetzt.

In die Nähe unserer Pflanzungen kam Lings nur einmal. Und dabei wurde er dann endlich zur Strecke gebracht.

Aus Mauds Schuppen verschwand während einer Regennacht das Auto. Wir beschloßen, acht Mann hoch und ein Rudel tüchtiger Boys, uns den Wagen wiederzuholen. Den Herrn Lings und die 1000 Pfund Belohnung auch.

An anderen Tage zogen wir los. Die Spur ließ sich leicht verfolgen. Die Straße zur Zentralbahnlinie hin war schlecht und vom Regen aufgeweicht. Das Profil der Autoreifen konnten wir weithin deutlich im Schlamm erkennen. Wir folgten der Spur mehrere Kilometer, bis sie vom Wege nach rechts abbog, quer durch den Busch führte und in dem durch das Wasser der Regenzeit zu einem Strom von recht ansehnlicher Größe angewachsenen Zufluß des Ruaha endigte. Zuerst standen wir ziemlich ratlos. Hinüber auf das andere Ufer konnten wir nicht. Aber Lings hatte doch auch nicht hinübergekonnt: wo also war der Wagen geblieben?

Die Boys kletterten mit Stangen im Wasser herum, und bald konnten wir uns davon überzeugen, daß der Wagen wirklich im Fluß stand. Lings hatte ihn hineingefahren. Zu welchem Zwecke wohl? Sollte er versehentlich hineingefahren und verunglückt sein? Vielleicht sah die Leiche noch im Wagen. Wir mußten das wissen. Auch für den toten Lings gab es die 1000 Pfund.

Also beschloßen wir, den Wagen aus dem Wasser zu ziehen. Das war nicht ganz einfach. Schließlich gelang es uns, ein Seil so um das Verdeck des Autos zu legen, daß es fest saß. Wir arbeiteten wütend, immer auf der Hut vor Krokodilen. Manchmal bewegte sich der Wagen ein wenig. Aber dann rutschte er wieder ab und die Strömung riß ihn wieder zurück. Erst am nächsten Morgen stand der Wagen richtig auf der Böschung; er sah nicht schön aus. Und Lings

Leiche war nicht darin. Etwas enttäuscht zogen wir ab. Der Wagen blieb vorläufig stehen und sollte von den Boys später mit Däsen abgeschleppt werden.

Unsere Stimmung war schlecht. Aber bei den Pflanzungen wurde sie noch viel schlechter, als uns die Boys entgegenliefen und schnatternd berichteten, es sei eingebrochen worden; bei Weimann; bei Grapp; bei Mantsh; und bei mir. „Es muß Lings gewesen sein“, dachten wir alle, und sprachen es auch aus. Alles war weg: Geld, Uhren, Munition, die Benzinbehälter waren umgestürzt — und niemand hatte etwas gemerkt.

Wir fanden keine Spur, folgten ihr; am Nachmittag holten wir sie ein. Sie sahen uns; aber zum Schrecken war es noch zu weit. Am Abend lagerten wir, vor Sonnenanfang stellten wir fest, daß Lings sich von dreien seiner Begleiter getrennt hätte. Gegen Mittag kamen wir ihm so nahe, daß unsere Hunde kaum noch zu halten waren. Er machte die Dummheit, in einen Flußbogen hineinzulaufen, aus dem er uns nicht mehr entkommen konnte.

Wir sahen ihn und seine Begleiter nicht. Aber Lings saß in Dedung, hatte gutes Schußfeld und wartete auf unseren Anmarsch. Wir krochen näher und begannen zu schießen. Er auch. Der „Knabe Karl“, ein Begleiter Weimanns, ging in die Knie; wie zur Vergeltung schoß Weimann den schwarzen Begleiter Lings durch den Kopf, der sich zurückwarf und die Uferböschung hinunterrollte; wir hörten den Körper ins Wasser klatschen. Wir hörten auch Lings rasend fluchen. Und dann schoß er wie rasend nach unserem Ring. Aber er traf nicht mehr.

Es war aussichtslos für Lings, sich noch lange zu verteidigen. Er mußte das eingesehen haben. Und er machte ein schnelles Ende. Er sprang auf, schoß sich eine Kugel in die Schläfe und fiel polternd seinem schwarzen Begleiter nach, die Uferböschung hinunter und ins Wasser.

Wir sprangen von allen Seiten hinzu. Aber wir sahen Lings Leiche nicht treiben. Krokodile, die schon der Körper des erschossenen Regers angelockt hatte, waren in Mengen da, und alles ging sehr schnell.

Die Tausend bekamen wir nicht. Die Befürden alaubten uns den Tod Lings nicht. Und seine Leiche konnten wir schließlich nicht bringen. R. S.

Wissen Sie schon?

Daß König Ludwig XIV. während eines Besuches beim spanischen Gesandten einmal einem Lakaien auf die Livree spuckte — weil ihm der Teppich dazu zu kostbar erschien?

Daß die Erdfugel alljährlich etwa einen Kubikkilometer an Rauminhalt verliert, Stoffe, die sich in kleinsten Staubteilchen in den Weltentraum verflüchtigen?

Daß die Gesamtzahl aller heute lebenden Eskimos 34.000 beträgt, nämlich etwa 14.000 in Alaska, 13.000 in Grönland, 5100 in Kanada und 1200 in Sibirien?

Daß der französische Dampfer „Normandie“ bei seinem Stapellauf 30 Millionen Kilo wog und nach endgültiger Fertigstellung ein Gewicht von 75 Millionen Kilo hatte?

... was ein Patent ist? — Ein offener Brief, eine Bestätigungsurkunde für Beamte und Offiziere, eine Urkunde, durch welche für Erfindungen ein Schutzrecht erteilt wird.

... was Pharmakologie ist? — Die Wissenschaft von den Arzneimitteln.

... was Mennige ist? — Eine rote Farbe, bestehend aus Blei und Sauerstoff.

... wer der Neuen Welt den Namen Amerika gab? — Der deutsche Gelehrte Waltheim schlug ihn vor, unter Hinweis auf den Entdeckungreisenden Amerigo Vespucci.

... was die Zeitlupe ist? — Ein Apparat bei Kilmäufnahmen, der durch beschleunigten Ablauf des Films die Bewegungen in eine größere Anzahl von Phasen zerlegt; rollt der Film also normal ab, so erscheinen die Bewegungen verlangsamt.

... wie man Verbindungslinien der Orte mit gleichem Luftdruck nennt? — Isobaren.

... was ein Haarbeutel ist? — Ein fadenähnliches Futteral für das Popsende, aus der friderizianischen Zeit.



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 256.

Von A. Ellermann, Buenos-Aires.

Schwarz: Kd4, Da5, Te5, La8, f6, Sf3, Ba3, b5, d6. (9)



Weiß: Kh5, Df5, La7, b1, Sc7, d1, Bb3, e6. (8)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden

Lösungszug zu Nr. 253: Dh8—h5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Lohmüller Hans, Chimiak Theodor, Habl Erwin, sämtlich Nesterstz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Dinnebier Emil, Tetschen. Hyna Josef, Hostomitz; Tesaf Franz, Suchel; Robek Franz u. Walter Ludwig, Kwitkau; Ulbert Rudolf, Proseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Aus den Sektionen.

Am Sonntag, dem 27. Oktober, fand im Arbeiterheim in Tetschen-Altstadt ein Freundschaftsspiel zwischen den Sparten Tetschen u. Rosawitz statt, welches mit 5½:3½ Punkten zugunsten Rosawitz endete. Tetschen gewann am 1. 2. und 7. Brett, während die Partien an den Brettern 4, 5, 6, 8 und 9 verloren gingen; die Partie am 3. Brett wurde remis. Das Retourspiel findet am 17. November in Rosawitz statt.

—O—

Die Schachsparte Nesterstz hatte für Sonntag, den 3. November, den Kreisschachleiter Gen. Scharoch zu einem Simultanspiel eingeladen, an welchem sich 12 Genossen beteiligten. Nach schönem 2½stündigen Kampf konnte Gen. Scharoch 11 Gewinne buchen, nur eine Partie ging für ihn verloren (gegen Tauche).